



3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1928.

Nr. 5.

# Solitaire (M. Nürnberger) als Lyriker.

Solitaire (geb. 1818, gest. 1869) ist kein Dichtersüßer gewesen. Ob ihm überhaupt besonders daran gelegen war, auf *Mit- und Nachwelt* durch sein dichterisches Schaffen einzuwirken? An seinen der Ökonomiebibliothek zu Landsberg a. N. verwachten Schriften findet sich, sorgfältig eingeheselt, eine Angst — fühlend durchgehends anerkennend — zeitgenössischer Kritiken, ein Bewußt, daß *Er* gegen das Urteil des Publikums nicht gleichgültig war — welcher Autor wäre das und dürfte das sein? Aber leuchtender scheint es für ihn doch — um ein bekanntes Goethewort anzuhängen — gewesen sein, daß die laute Fülle innerer Erlebnisse „von der Seele zu schreiben“ ohne Absehung auf den Beifall der Menge. Daß dieser ihm bei Begehren nur in bescheidenem Maße zuteil wurde, mag während auf sein dichterisches Schaffen eingewirkt haben. Schon in den festgesetzten Jahren des Schicksals also den Wurzeln des Dichters selber — scheint der zuvor so lebendig sprudelnde Quell seiner Poesie allmählich zu versiegen. Wenn Solitaire nichts Erlebtes als zu sagen hat, sei es vor dem Auditorium der Welt, sei es vor dem des „einen dichterischen Genusses“, so spricht er die Feder aus und mit der Zeitgleichung der Seele. Auch hierin eine innerlich vornehm, aristokratische Natur, im Gegensatz zu vielen — und zwar den meisten — unter seinen Mitpoeten, in Uebereinstimmung mit den Größeren und Größten unter ihnen, einem Goethe, einem Hölderlin, Schlegel und anderen.

Von dem „Josephus Rast“ abgesehen — Solitaire nennt dieses, sein Jugendwerk, bezeichnend: ein Gedicht; wie würden es etwa als „romantisch-phantastische Dichtung“ zu bezeichnen haben? „hat *Er* und nur einen, nicht allen unangenehmen Rand von Gedichten hinterlassen, die im Jahre 1852 erschienen, „*Wilder der Nacht*“. Ein damals in Aussicht gestellter zweiter Teil ist nicht gefolgt, schade! Ebenfalls haben wir daraus, wie sorgfältig und gewissenhaft *Er*, in der Auswahl des von ihm Dargestellten zu Werke gegangen ist. Der Titel ist bezeichnend.

„Werden schienen's mir zu sein,  
So lag ich auf tiefen Boden.  
Nur im nächtigen Dämmerlichte  
Reuchten Sterne die Felsen.“

Fast er selber in den Schattungen des Bändchens. Und dieselbe melancholisch-düstere Grundstimmung in der Widmung, die sein Gedicht als das eines schwermüthigen Dichters, der zu der Nacht und ihren düsteren Phantasiegebilden seine Zukunft nimmt, fangezeichnet; dieselbe Stimmung in den *Worten*, drei an der Zahl, italienisch, englisch und deutsch. Diese fünf bewussten „*Worte*“ find eine Wesensbestimmung bei Solitaire; die ersteinnliche Belesenheit wie der selbst-am-größtesten Gang des Dichters geben sich folgendermaßen ihren Ausdruck. Aber, trotz mancher Wesensbestimmung: wie leicht wird doch dieser Geist gewesen sein, der so hervor-

alle Register des großen Orgelwerks, genannt: Weltliteratur zu handhaben weiß!

Ballade und Romane sind in den „*Wäldern der Nacht*“ die bevorzugten Formen der Dichtung, gleichsam eine *Waise*, hinter der des Dichters Ergebnis sich verbirgt. Dicht im engeren Sinne, d. h. also das innere Erlebnis offen ausprechend, ist seltener darin anzutreffen; doch gehören gerade diese verhältnismäßig weniger zahlreichen rein lyrischen lyrischen Gedichte wohl zu dem Bedeutsamen, was nur von Solitaire haben. Wir werden hernach einige dieser fast epigrammatisch kurzen und doch innerlich gehaltvollen und klugstimmigen Gedichte wiedergeben. Aber in der Regel tendiert *Er*, wie gesagt, die unerschöpfliche Form der Darstellung an. Wie seine Waise vom Dunkel der Nacht umhüllt ist, so steht er, die eigene Seele mit den Schattungen der Ballade, der Romane zu umhüllen. Der „*schauende*“ Dichter scheint nie immer und überall den Vorzug zu verhehlen, von dem reflektierenden. Wie die Dichtung, auch in der Kritik allseitig recht ernstlich beherzigt werden, zum Teil und Segen deutscher Literatur! Solitaire jedenfalls ist ein „*Schauer*“ (gen. malc. l.), „zum Leben geboren, zum Schauen bestellt.“ So zeigt's gleich das erste unter den etwa sechzig in Frage stehenden Gedichten, das in mehr als einer Beziehung „*St. 1*“ genannt zu werden verdient, auch von dem geistig sehr hohe Anforderungen stellenden Theod. Storm in seinem Werke erkannt und in die von ihm besorgte *Wälder* deutscher Dichtung aufgenommen worden ist: Der „*Wälder*“ von „*Schauerungen*“. Neben dem wundervollen, für einen Landsberger besonders interessierenden: „*Ged. von der Frau Warthe*“ und dem in schwerer Faden Fäden dicht leuchtenden geistlichen Epitaph: „*Thomas Münzer am Vorabend der Schlacht von Frankenhausen*“ hat *Er* noch kaum etwas anderes derartig Vornehmes in diesem, ihm so vertrauten Genre hervorgebracht. Die „*Rabel*“ ist kurz folgende: Ein Geiger, von einer Hochzeit zurückkehrend, die ihn an seine eigene Jugendliebe erinnert hat, und nun am Meeresschiff einherwandelnd, fällt den wunderlichen Traum, in das Brausen des Meeres die eigenen Weisen hineinzu hören zu lassen, und wird, der Kunst nicht achtend, von den herandrängenden Wellen verschlungen. Der Kommentator hätte etwa folgende „*Deutung*“ zu geben: Der Dichter, dem in der Nacht auch Gedacht und Remus nicht unbekannt geblieben sind, vernimmt die Stimmen, die aus der umgebenden Natur zu ihm herüberbringen, vernimmt sie wohl nirgends so gewinnend und sein Innerstes erregend, wie in dem gewaltigen Brausen des brandenden Meeres. (Man weils ohne *Er* Bedenken: Das *Wid der Rabel*). *Er* erfüllt das heisse Verlangen, das innerlich Erlebte zu harmonischem Ausdruck zu bringen. Darüber bedarf es leicht die raube Wirklichkeit, die barten Lebensnotwendigkeiten aus dem Auge und geht an dem Konflikt zu Grunde. Dichters Erdendunkel.

Zu dem schon erwähnten: „*Ged. von der Frau Warthe*“ bietet in mancher Hinsicht ein würdiges Gegenstück die klugstimmige kleine *Romane*: „*Tschertlein Hölde*“. Dort der neumarkische Strom, hier der verträumte neumarkische Waldes, der auch seinerseits sehr für *Er* so manches Opfer fordert. Also auch hier wieder die Natur nicht von ihrer lästigen, feindseligen, sondern vielmehr von ihrer düsteren, feindseligen Seite her angesehen. „*Wie unerbittlich ist sie doch, wie ohne Erbarmen*“ *St. Natur!*“ (Hörsel 6). Beinahe der Beschall von *St. Rast* und *St. Rast*, dem ungewissen, ständigen Element aufs glückliche angepaßt; aber dort der majestätisch flutende Strom in langen (5 fühligen), hier der kleine hülfliche Weiser in kürzeren (3 fühligen) Verszeilen sich abspielend, wie geben das letztgenannte Gedicht wieder:

Das Tschertlein Hölde  
War ein Jungferlein fein,  
Sie hatte daar vom Golde  
Im Knüttel zu fassen.  
Wie war sie gar so holde  
Das kleine Jungferlein,  
Die goldige Hölde!

Ihm Weiser in dem Daine  
Wollt sich je nicht gar fern,  
Im Wald-dämmerdämme,  
Da schon erlagst der Etern.  
Die Wasserleile holde  
Hatt' sie je herzlich gern,  
Die goldige Hölde.

Sie neigt sich dem See,  
Streckt aus die soße Hand  
Und pfinkt, weiß gleich dem Schnee  
Die Wille, die dort stand.  
Wie ist denn kaum vom Golde  
Zu verschwinden von dem Strand,  
Sie Tschertlein Hölde!

Nach dir, du schätz'ger Weiser,  
Nimmst unter Tschertlein,  
Die Wille stellt zu fassen.  
Wollt an dem Wäsen sein!  
Also man zahlt in Golde  
Die Silberleile fein!  
Schlaf wohl, sieb Hölde!

Schlicht, innig, langhalt! Wie weiß der Dichter eine an sich gewiß beklagenswerte, aber in der Gängigkeit ihres Vorkommens beinahe trivial erscheinende Begebenheit, deren die Begebenheiten zu jeder Sommerzeit klischee Drogen zutragen, mit poetischen Schimmer zu verklären! Aufbau und Gliederung sind frisch, klar und durchdracht, nicht minder wie in dem *Wälder*. Die holde Wälder-gestalt (St. 1), der Gang zum Weiser (St. 2), das hohe Unglück (St. 3), die Frage um die Tote (St. 4), alles harmonisch in sich abgerundet, wie der glatte, runde Spiegel des stillen und doch so geheimnisvollen ungründlichen Waldes.



Von den letzten gemachten geschäftlichen Runden ist der bei Auswanderungsarbeiten auf einem Etagensgrundstück in der Berliner Straße 124 in Cottbus wohl der originellste. Man fand drei Konzepte in der Hand, die bekanntlich in der Regel nur einem Miteigentümer am Cottbusser Korn gefüllt waren. Auf den handbeschrifteten Etiketten las man „Anno 1710, Vez Legunt die 1. Steins“ — dem wohl hinzuzufügen ist, „eines Brennerers“. Jetzt scheint hier ein gewisses „Erdbeben“ stattgefunden zu haben. „Die richtige“ Kette wird also nicht unterbrochen. Die mehrwöchige Verschleppungsvorform, beweist der Fund eines aus dem 17. Jahrhundert stammenden Nischenbuches in Kuchelberg. Es ist ein „Kuchelbergisches Buch der Aufzifferer oder opfigenigamen Drifchten“ enthalten, was aber noch näherer Aufklärung bedarf. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Mitteilung, daß das Berliner „Stadtarchiv“ eine „Kuchelbergische Aufzifferer-Druckerei“ im Jahre 1854 erworben, das in 88 Briefen die Rechte und Pflichten der Berliner Schindmadenregeln verzeichnet.



Der andere Teil der Markt über Ober liegt gegen Osten und führt den Namen **La St. Eternberg**. Von seinen Stätten sind Sternberg, Droschke und Neppen im Besitze des Landesherren. Lagobornitz gehören dem Johanniterorden, Gritsch dem Bischof von Lebus. Sandow trägt der Mitternachts Johann Sal vom Landesherren zu Reges, Rampitz der Mitter von Dinitz, Sonnenberg der Mitter vom Wodenrode, Königsbrade Johann von Waldohnde, Wrenzig Regh von Roslow, dessen Familie auch mitzischow, Wilschow und Nadach besetzt ist.



Die Mittheilungen über die Steuererträge der neuemärkischen Städte geben uns ein interessantes Bild über damaligen Glauben und Bedeutung. In der Spitze markiert die Summe des Einkommens, mit 73 Mark Silber, die jedoch an den Rat der Stadt verlost wird. Königsegg steht mit 60 Mark an zweiter Stelle, doch aus hier ist diese Summe zugleich mit dem höchsten Gericht der Stadtrichter verpfändet. V a n d s b e r g brachte 52 Mark; Friedeburg, Solbenderg und Dramburg zahlten je 37 Mark, letzter dieses Dreier die Hauptstadt des Fürstentums. Der Rat der Stadt überläßt, das höchste Gericht dem dortigen Rat. In Dramburg besah der Rathsbesitzer die Mühlen. Dem Solbenderger Rat war Ruhlsdorf für 160 und eine Wiese für 50 Mark Pfandsummen verpfändet. Schönfeld zahlte 37 Mark, besah dieses Recht aber in Brandenburg. Mohrin und Kirsndorf, gaben je 30 Mark, Pippinhe verpfändete 25 Mark. Die gleiche Summe entrichtete Berlin, doch war der Preis hier freitragend, da die von Wedell behaupteten, daß das Geld ihnen zugehöre. Das höchste Gericht gehörte dem Räte gegen eine Pfandsumme von vierhundert Mark Pfandsummen. Je 24 Mark gaben Dröben und Neppen, Rantow und Neu-Bernau (Bernunden) je 15 Mark. In weitem Abstand erscheinen auffallenderweise Gültzin mit 9½ Mark und Ansbawde, wo der Rat das höchste Gericht gegen 330 Pfandsummen beizog, mit 9 Mark. Kallies gibt 8 Mark, wovon der Rathsbesitzer jedoch nur den dritten Teil erhält. Die nicht genannte Städte von Neeg gehört Salsow von Wedell.

Genauere Erörterung über den damaligen Hofstand der Orte lassen die Angaben über die Höhe einer außerordentlichen, einmaligen Steuer zu, die im Jahre 1377 den neuemärkischen Städten auferlegt wurde und ihrer Leistungsfähigkeit entsprach. V a n d s b e r g mit 250 Mark st h t hier an der Spitze. Es folgten Königsegg und Ansbawde mit je 200 Mark, Friedeburg und Solbenderg mit je 120, Solbenderg und Schönfeld mit je 100, Rantow mit 60, Verdingen mit 70, Dramburg, Mohrin und Dröben mit je 50, Pippinhe mit 15, u. art.

An besonderen Einkünften bezog der Rathsbesitzer aus der Rente 229 Gülner, erhebliche Mengen Roggen, Gerste und Weizen, 6½ Tonne Honig aus der Rantowischen Heide. Die Früchte in Gültzin konnten für den markgräflichen Hof zu liefern; die Mühlen in Bernunden, Dramburg und Neppen gaben Getreide. Der Rathsbesitzer besah die Heideheide, d. h. die Gerechtigkeit der Wiegensucht in den Gehöfen bei Kallies; sein waren auch Erträge des Jolles bei Neppen, Gültzin und besonders bei Oberberg. Ihm gehörten ferner die wälschen Schiffer Rügen und Seemannsdorf nebst den dazugehörigen Dörfern, Wäldern und Weiden. Besonders genannt, aber als ungewiß bezeichnet werden die Einnahmen aus dem höchsten Gericht zu Ansbawde.

In den Streifen Friedeburg und Ansbawde waren die Ritter Salsow von Wilsnagen und Zuth d. h. Wedell als markgräfliche Steuerheber angesetzt.

## Katte.

Eine Tragödie mit dem Hintergrunde Gültzin.

Der Berliner Theatergeiz der letzten Wochen war ihm. Er schrie sogar mandmal. Wie groß und fassend war die Schmeile auf den Straßen. Beim Überstreifen gab es Unruhm mit ein bißchen Wert vernünftigen Stills blieb immer Auge auf einem Kanten hängen: „Katte“, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Hermann Butte.

Durch Erfahrungen schon geworden, geht man in das kleine Wälder-Theater, verfolgt die fünf in Wau und Strenge gehaltenen Bilder, wird von Akt zu Akt befreit und nimmt am Schluss tief auf: „Wie ist der schrecklichen Theater“, mitten im Oeffen, wird je doch etwas Besseres, in etwas Großes geboten.

Besonders muß das Spiel von Kattes Tod aus Neumärker berühren; denn in der ehemaligen Hauptstadt der Neumark, in Gültzin, spielte sich vor kaum 200 Jahren diese Tragödie ab. Auf einem der Gültziner Hofungswälle, dicht neben der Ober, fiel Kattes Damp.

Der Dichter des Stüdes ist kein geringerer als jener Hermann Butte, der einst auf seinen Roman „Wälder“, der einige Deutsche den Meistpreis erhielt, und der erst kürzlich bei uns erschienen, wurde, als ihm in diesem Jahre der Schillerpreis überreicht wurde.

Das Stüd heißt „Katte“. Der Cardelmeunt Katte tritt groß in den Vordergrund, wird jedoch nicht. Allerdings wird ihm etwas von seinem Glorienkranz genommen. Er ist nicht jener reine Held, der aus Liebe zum Kronprinzen Frey überlebt in den Tod geht, der sich Mensch und Schwärmer und rüdt uns deshalb näher. Er ist eitel und leichtsinnig, er ist sogar in vielen Jagen Lebemann. Demgegenüber ist aber auch seine andere Seite sehr herausgearbeitet. Er sieht bis zum letzten Atemzug tief zum König, der er nicht nur als König, sondern auch als Menschen achtet. Sein Herz gehört dem König, sein Herz gehört dem Kronprinzen. „Ich kann keinem mein Herz geben. Wer aber sein Herz teilen will, der stirbt.“ So sagt Katte selber. Und er stirbt. Er starb nicht und ward sich der abnehmenden Notwendigkeit seines Todes bewußt. Sein Damp mußte fallen, sollte nicht das des Kronprinzen in den Sand sinken. „Nicht wahrst du vor mir mündes.“ Es geschähe das Recht und es werde die Welt.

Der tiefste sittlichen Größe treten die anderen Beteiligten dieser Tragödie in den Hintergrund. Vor allem Kronprinz Frey. Nur im letzten Bild ragt er auf. Er ist in der Sterkezeile vollkommen eingetaucht, während draußen beim Morgenlicht die Totenrentenmühl an der Ober verhallen. Denn richtig ist sich groß empor, und in sein Auge tritt jener tiefe Glanz, der später die Schladten der Jüngling, Katte hatte recht. Sein Tod gab dem Kronprinzen den Anstoß der Seele und bitteren Ernst. „Und wenn er Ernst macht, dann wird er Größe haben.“

In dieser Größe liegt der anheimelnde, weiche Jüngling in Gültzin herangereift. In Gültzin wird der spätere Große Friedrich geboren.

Das Stüd erreicht nebenbei noch uns: Es zeigt Friedrich Wilhelm I. in einem nicht uninteressanten, in welchem wir ihn und sehr viele mit uns sehen. Der König hat neben dem edigen, strengen Breitenhübel ein warmes, weiches Herz. Er ringt um die Liebe seines Sohnes; ja, der darte König meint, weil er glaubt, sein Sohn liebe ihn nicht. Und um Katte, den er gern hat, tut es sich leid. Aber die anstrengende Weisheit drängt er zurück. Der Staat fordert das Opfer.

Arbeitskräftiger, edler Geist hat das Werk geschaffen. Ein deutscher Mann spricht aus ihm, spricht zu uns, mahnt uns. Dem Weislichen, Weislichen, Weislichpflanz unserer Zeit wird uns Gewissen gerührt. Wir sind doch edige, gerade, strenge Freuden und Wälder.

Das Werk hat in weiten Kreisen viel Beachtung gefunden. Die Freunde und Verehrer überreichen die Wälderblätter. Die Wälderblätter aber scheinen die zu sein, die sich durch die gerade, ungekünstelte Met getroffen fühlen.

So, wie Hermann Butte die Freuden, den König und den Kronprinzen schildert, so sind wir, wir Hermann Butte.

## Gustav Schüller als Kirchenliedensänger.

Von Oberprediger Telle-Lyden.

Wir können uns keinen evangelischen Gottesdienst ohne das gemeinsame Lied denken. Der evangelische Choral ist ein Herzstück unserer Freuden in der Kirche. Unser mächtiges Gelangbuch hat einen unvorstellbaren Reichtum von Liedern aus allen Jahrhunderten evangelischen Glaubenslebens. Nur aus den letzten hundert Jahren sind die Hauptstücke der kirchlichen Arbeit und Schenkenförmigkeit die einzigen, von denen einige Lieder im Gelangbuch aufgenommen worden sind. Und doch hat das geistliche Lied in den letzten Jahrzehnten neue, schöne Blüten getragen. Es darf nur an einen Dichter erinnert werden, der in Berlin Gustav Schüller, dessen 60. Geburtstag wir vor kurzem gefeiert haben. Die Lieder dieses Dichters, die sich für den Gemeindegefang und gottesdienst-

liche Feiern eignen, sind jetzt gesammelt worden und liegen in einem gut angelegten Heft vor. Es heißt „Einge, dich, Seele, in Gott hinein.“ 57 geistliche Lieder von Gustav Schüller mit neuen Choraleinleitungen herausgegeben von Karl Fongant, 1928, Trowitzsch u. Sohn, Berlin. Unsere bedeutendsten Kirchenmusikverleger, wie M. Grabert, A. Mendelssohn, F. Nagler, S. Pfannschmidt, A. Press, H. Reimann, K. S. Ridel, G. Schlegel und andere haben Melodien zu den kirchlichen Liedern geschaffen.

Dieser Anfang zum mächtigen Gelangbuch liegt in der Hand eines jeden Organisten, Organisten und Pfarrers sein. In Kirche, Schule und Haus müßte jedes Lieder heimisch werden. Aus dem Geist des alten Kirchenlieds heraus sind Lied und Weise geschaffen worden und sind zugleich Zeugnis von der tiefsten Arbeit evangelischen Glaubens und Bekenntnis in unseren Tagen. Auch als Geschenk zur Konfirmation kann das schöne Liederbüchlein herzlich empfohlen werden.

## Heimatliches.

Gedanken von W. Müller-Radesdorf.

Schimmer noch als heimatlos sein, ist: in der Heimat kein Dagein haben.

Zum geistlichen Bauen am Heimatwerte gehören Gemeinschaftsinn, Duldsamkeit, Ausdauer und vor allem viel Selbstverleugnung.

Gestaltete Fluren, durch die unsere munteren Kinderfüße hüpften und die ersten Verdingungen unserer kleinen Hoffnungen und Sehnsüchte langen Gedächtnis ließ ihr in dem Reiche unserer Lebensgenusses. Ueber einer Saateweite liegt ein Schimmer, der selbst das Alter, Dunkelheit und Notvollheit verläßt und atmet ein Duft, dessen unversiegbare Quelle mit jedem Lebensjahre tiefer um die Spuren freudiger Erinnerung weht.

Alle großen Taten des Heimatwissens erwachen aus dem Grundgefühl der Zusammengehörigkeit von Mensch und Scholle.

Urwälderhaus mit vollkommener nur im Heimatraum und Heimatwäldern; die Fremde entwirrt ihn zum Schimmer, dem die weisengewähr, bescheidende Unruhe folgt.

Heimliche Könige kenn' ich; als Arme und Bettler geben sie auf den Straßen der Heimat, und sind doch die Reichsten, weil sie mit ihrer Liebe die Heimat als Ganzes besitzen.

Könige sind wir, so unsere Wünsche schweben und Wälder des Heimatfriedens ist unser hülles Königreich.

Nicht brummen Schönheit, sondern schlichte Wahrheiten und Vertrautheiten machen den besten Schatz heimatlichen Wanders aus.

Was wir immer uns und bei uns haben, wird gewöhnlich am wenigsten von uns erkannt. Dies gilt vor allem auch von unserer Heimatwelt. Um sie wirklich zu besitzen, müssen wir uns darum ihrer Eigenschaften mit jenem doppelten Eifer zuwenden, den wir gewöhnlich allem Fremden gegenüber offenbaren.

Wandern wächst Heimatliebe besser und reist härter zur Heimatstreue, als dort, wo sie in ein Städtchen eigener Scholle gepflanzt ist.

Inhalt: Gottlieb (H. Jansberger) als Dichter. Von C. D. — Heimatwälder Rantow von der Markt. Von Rudolf Schmidt. — Rantow. Von Dr. H. G. — Die Heimat vor 50 Jahren. Von Dr. H. Kapitz. — Katte. Eine Tragödie mit dem Hintergrunde Gültzin. — Gustav Schüller als Kirchenliedensänger. — Telle-Lyden. — Heimatliches. Von W. Müller-Radesdorf.

— G. u. L. — B. D. a. h. m. s.